

GEORG HESEKIEL

**DIE
BASTARDBRÜDER;
ODER,
GEHEIMNISSE VON
ALTENBURG.**

**Aus dem Nachlass eines
Kriminalbeamten**

(1 8 4 5)



ACÉPHALE

VIENNE

EDITION ACÉPHALE MMXXII

I. AUTOR UND VERLEGER

An einem ziemlich regnerischen Maitage des Jahres 18** wandelte ein junger Mann langsam über den wohlgepflasterten Markt der Stadt Altenburg, von der in den geographischen Handbüchern steht, sie sei Residenz eines Herzogs, Sitz der Landesdikasterien, – habe ein Schloss, einige Kirchen, ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, noch einige andere öffentliche Gebäude, einige und 15,000 Einwohner und sei besonders durch ihr Bier und den hier geschehenen Prinzenraub berühmt. Der erwähnte junge Mann trat in einen Laden, dem Rathaus gegenüber, über dessen niedriger Tür ein rotes Schild prangte, auf dem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Verlagsbuchhandlung von Julius Helbig.

Folgen wir dem Mann in den Laden!

Wir steigen zwei Stufen hinab und befinden uns in einer

der zahlreichen Werkstätten deutschen Geistes. Der junge Mann steht einem andern gegenüber und aus dem Kontrast ergibt sich augenblicklich, dass der eine Schriftsteller, der andere Buchhändler ist.

Der Buchhändler, eine wohlgenährte, sich etwas zum Embonpoint neigende Gestalt, ist ebenfalls noch in jüngeren Jahren, freundlich blicken seine Augen über die roten Wangen und glatt liegt sein dunkles Haar an der Schläfe, er trägt seinen braunen Rock ordentlich zugeknöpft, hat Stege an den Beinkleidern und eine Feder hinter dem Ohr. Seine Rechte ruht schwärmerisch auf der Debetseite des Hauptbuchs, während die Linke sich bescheiden mit einem seidenen Taschentuch beschäftigt.

Der Schriftsteller, lang, hager und dürr im Superlativ, hält mit der Linken seinen verschafften, schwarzen Filzhut, während die Rechte sich vergebliche Mühe gibt, Frieden in den struppigen, schwarzen Loden zu stiften, die längst gewünscht zu haben scheinen, ein Kamm möge sich um ihre nähere Bekanntschaft bemühen. Die dunkeln Augen, tief in ihren Höhlen liegend, schielen mit nicht geringer Freude auf den mächtigen Bart *à la jeune France*, der Wangen und Hals des Schriftstellers dicht bewaldet.

„Immer Gedichte, Gedichte ziehen nicht, mein Lieber!“

sagt der Buchhändler freundlich, sehen Sie, da Geheimnisse, Mysterien, Verborgenschaften von Amsterdam, Paris, London, Berlin, Wien, Hamburg, das geht, das zieht, schreiben Sie Geheimnisse von Altenburg, die will ich gern verlegen!“

„Aber, mein Herr, es gibt ja hier keine Geheimnisse?“

„Das ist's eben, finden Sie welche und, wenn Sie auch kein reicher Mann dadurch werden, wie der Eugen Sue, oder wie er heißt, so können Sie doch immer einige Louis damit verdienen und ich komme auch vielleicht auf meine Kosten.“

Dem Dichter schien ein Gedanke durch die Seele zu gehen, seine Augen blitzten; er dachte, kann ich nicht die Ideen, die ich in Gedichten ausgesprochen, kann ich die nicht in das bunte Gewand kleiden, das mir bezahlt wird, kann ich die Wahrheiten, die ich, dem Vaterland zu Nutz, in Versen predigen wollte, kann ich die nicht auch Mysterien nennen? Ein feines Lächeln erhellte seine blassen Züge.

„Ich schreibe Ihnen Mysterien von Altenburg, mein Herr!“

„So ist's Recht, da ist Vernunft drin,“ lächelte der Buchhändler und rieb sich seine Hände, „die Mysterien erscheinen in Heften zu sechs Bogen, hoffe auf mein Geld zu kommen, wissen schon, verdienen will ich nichts, gar nichts, nur

auf die Kosten kommen!“

Der Schriftsteller und Autor der Altenburger Mysterien lachte etwas maliziös, er sah aus, als glaubte er nicht ganz, dass der Verleger nichts verdienen wolle.

„Noch eins,“ fuhr dieser fort, „nehmen Sie sich in Acht, Sie sind so schon als Ultraliberaler verdächtig, nichts Liberales in den Geheimnissen, auch bringen Sie gefälligst keine Notare in ihrem Buch vor, denn, Sie wissen schon, dass die Pariser Notare sich über die Erscheinung des Ferrand beklagt haben?“

„Ach!“ seufzte der Autor, „lasst die Toten ruhen! Seit Philippi ist ja der altenburgischen Notare in der deutschen Literatur keine Erwähnung getan worden; ich werde die Toten nicht wecken!“

„Ne, Männchen, tun Sie das nicht, es ist gefährlich, die Löwen zu wecken, sagt ja unser Schiller, der meinem Kollegen Cotta noch immer alljährlich ein hübsches Süm্মchen einträgt, aber viel gefährlicher als Löwen sind die Juristen in ihrer Wut. Ich muss das wissen, denn ich gebe ja die Demme'schen Annalen heraus und habe viel mit Juristen zu tun!“

Der Autor der Geheimnisse von Altenburg, bereits mit dem Plane derselben beschäftigt, begnügte sich zustimmend

zu nicken. Der Verleger fuhr fort:

„Nun, morgen ist Rossmarkt, da können Sie gleich Stoff sammeln, aber beeilen Sie sich, dass mir nicht einer der Herren Kollegen zuvorkommt! Was die Honorarbedingungen betrifft, so sende ich Ihnen noch heute einen Kontrakt, mit dem Sie zufrieden sein sollen. Sie wohnen doch noch in der Johannisgasse beim Nadler Bornschein vier Treppen hoch unter dem Dach?“

Der Dichter nickte und eilte aus dem Laden in sein Dachstübchen, wo er sich niedersetzte und das eben stattgefundene Gespräch mit dem Verleger als Vorrede zu seinen altenburgischen Mysterien niederschrieb.

II. DES ROSSMARKTS ERSTER TAG

Es war bereits zehn Uhr. Sonst herrscht um diese Stunde in der guten Stadt Altenburg eine tiefe, friedliche Stille, heute nicht. Gymnasiasten, sechs Stück, Arm in Arm, ziehen, Studentenlieber singend, die Sporengasse hinauf, heute können sie das wagen; in dem allgemeinen Tumult wird sie kein Professor bemerken, der es für unpassend hält, dass Schüler den akademischen Bürger spielen, zur Beunruhigung des altenburgischen. Harfenmädchen eilen mit ihrer Keuschheit und ihrer Harfe dem Keller, der Waage oder andern Orten zu, um Schönheit und Kunst in trautem Verein auf Männerherzen und Geldbeutel wirken zu lassen. Ehrsame Altenburger mit dem kleinen Hütlein auf dem Kopf und einem mäßigen Glas Wein darinnen, mit gewaltigen Faltenbeinkleidern und tüchtigem Geldbeutel, trottieren neben ihren mit Brustharnischen verzierten Enehälften und Töchtern her, sie eilen, um

im deutschen Hause ihre Kalesche zur Heimfahrt zu besteigen. Verkäufer von auswärts, die über die schlechte Einnahme räsonieren, Pferdemäkler, Gäste, Honoratioren und Kanzlisten, Menschen von aller Art, mit und ohne Pass, fluten durch die Straßen. Mit schwerem Schritt und wachsamem Auge klirrt hier ein blau mit weißen Schnüren versehenes Mitglied der altenburgischen Marechaussee über das Pflaster und grüßt herablassend die Töchter seines Hauswirts, die von Liebhabern und Schwiegersöhnen ihrer Eltern in spe, nach spät und mühsam errungener väterlicher Erlaubnis, einem Tanzboden zueilen. Musik und Liebe, Freundschaft und Bier, Bank und Schnaps, Vergnügen und Polizei an allen Orten. —

Durch einen Menschenknäuel vor den Stufen, die ins Hotel zur Stadt Gotha führen, drängt sich ein brüderlich armverschlungenes Paar. Es ist ein junger Bauer im Sonntagstaat und ein Gentleman vom Zivil. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, dass der junge Gutsbesitzer vom Lande mehr als eine Bouteille Champagner getrunken hat, denn er befindet sich in jenem seligen Zustande, den ein Lump mit einigen Schnapssechsern, ein anständiger Mann aber mit ein paar Champagnerthalern erkauft. Der Gentleman von Zivil führt seinen Duzbruder, der indes noch ganz

gut stehen und sehen kann, in ein Zimmer des genannten Hotels, in dem sich Menschen der verschiedensten Klassen um einen Spieltisch drängen.

Bekanntlich erlaubt das liberale Gesetz während des Rossmarkts an verschiedenen öffentlichen Orten Altenburgs das Hazardspiel und zeigt sich dadurch viel humaner als das französische, das Frascati's glänzende Hallen unerbittlich geschlossen hat.

Was Frascati für Paris, was Crockford für London war, ist Stadt-Gotha, während des Rossmarkts, für Altenburg.

Betrachten wir etwas genauer die dichte Gruppe um den Spieltisch. –

Der Bankier, ein pensionierter Lieutenant, Baron von Cheval, sitzt ohne eine Miene zu verziehen hinter seinen Karten, er zieht mit fester Hand seine Tailen ab und wie das allwaltende Fatum tönt feine unerbittliche Stimme: *Le roi perd – le valet gagne!*

Zitternde Hände, verbleichende Wangen, schöne Augen – nichts erschüttert seine Ruhe: *Faites votre jeu, messieurs ! Le roi en bas!*

Die Karten rauschen, die Goldstücke flirren, Lippen beißen sich aufeinander. *La dame perd!* –

Und diese verschiedenen Gesichter? Hier, das

marmoruhige Profil eines Mannes von Stande, der gleichgültig sein Paroli biegt und lächelnd den letzten Louisdor auf den Tisch wirft. Dort – das lebhaftes Gebärdenspiel eines Bürgers, der seinem Nachbar zuflüstert: „Ich habe zwei leichte Dukaten, die will ich verspielen!“

Prenez garde – Die zwei Dukaten sind hin, die zwei leichten und noch ein halb Dutzend schwere dazu. Er zieht den Nachbar, den ruhigen, ins Fenster. Was will er? Geld borgen und seine leichten und schweren Dukaten wieder gewinnen. Der Nachbar will nicht. Er bittet, sanft, schilt umsonst. Recht so, Nachbar.

„Wenn ich nicht wieder gewinne, muss ich morgen meine Betten versetzen!“

„Besser, Ihr versetzt Eure Betten, Gevatter, als dass Ihr Euer Haus verkauft, kommt und seid verständig!“

„Der hat verloren!“ jubelt Janhagel vor der Tür, als die beiden heraustreten.

„Ich unglückliches Weib!“ jammert eine blasse Frau den Säugling am Busen, als der Mann zu Hause seufzend sein Schicksal klagt.

Zurück ins Spielhaus! –

Ah, da sind auch die beiden von uns früher bemerkten Gentlemen am Tisch, die Landmaus und die Stadtmaus.

Die Landmaus verspielt Gold – nichts als Gold. Man wird aufmerksam auf den jungen Mann. Das stechende Auge des Bankiers ruht einen Moment auf ihm. Das Spiel geht seinen Gang. – Ein alter Bauer betrachtet fortwährend kopfschüttelnd seinen wie unsinnig spielenden Standesgenossen. Mit schlechtverhehlter Freude blickt der Gentleman vom Bürgerstand auf seinen Freund. Er flüstert ihm zu:

„So ist's recht, Bruder, man muss das Spiel forcieren!“

Der junge Landmann spielt und spielt, gewinnt einfach, um sechsfach zu verlieren, er kennt das Spiel nicht, der Champagner lässt seinen Geldbeutel ins Unendliche wachsen. Sein Freund steht auf, der schon erwähnte alte Bauer fasst ihn bei der Hand und sagt dringend:

„Herr Kolb, bringen Sie Melchior fort, er verspielt ja Hab und Gut!

„Ja,“ entgegnet mit weinerlicher Stimme Herr Kolb, „lieber Zacharias, das geht nicht mit Gewalt, und mit Zureden richt' ich nichts aus, ich habe mir schon alle Mühe gegeben. Wo hat er nur das viele Geld her?“

„Der Bruder hat ihn gestern ausgezahlt, er sollte heute das Geld auf die Landesbank tragen, bis er ein Gut kaufen könnte.“

„Na, viel wird nicht auf die Landesbank kommen, so

hundert und einige Stück doppelte Louisdor sind schon fort.“

„Was Sie sagen, Herr Kolb, nun da mag der Bettler dann sehen, meine Tochter bekommt er nicht!“

Ein dämonisches Grinsen zog über Herrn Kolbs blasses Gesicht und mit süßlicher Stimme sagte er:

„O lieber Zacharias, erst recht müssen Sie ihm die Tochter geben, denn Sie haben ja Geld genug.“

Der alte Bauer brummte und verließ ärgerlich den Redner, der vergnügt seinen Rock aufknöpfte und aus einer Briefftasche einige Papiertaler nahm, mit denen er aufs Neue zu spielen begann. Aufmerksam beobachtete er seinen Freund Melchior, der noch immer spielte, aber ganz nüchtern geworden zu sein schien. Plötzlich stand dieser auf, trat hinter Herrn Kolbs Stuhl und sagte leise:

„Bruder, ich habe Ades verloren, borg' mir ein paar Taler!“

„Ich habe nur sieben Taler,“ lautete die Antwort, „mehr wie zwei kann ich Dir nicht geben.“

Die zwei Taler waren verloren, und der junge Melchior verließ das Spielzimmer, die Lippen fest zusammengepresst. Lautlos schritt er die Johannisgasse hinauf, seine Augen brannten, seine Stirn glühte, sein Herz pochte heftig; er kam vor die Stadt unter die Geraischen Linden. Hier verließ ihn

die Kraft, er warf sich in den schmutzigen Straßengraben und begann bitterlich zu weinen. Der Verlust und die Nachtluft hatten ihn ganz ernüchtert. Noch heute Abend, dachte der unselige Jüngling, noch heute Abend war ich ein glücklicher Mensch. Mein Mädchen liebt mich, ich hatte Geld, um ein Gut zu kaufen, und sie zu heiraten, nun ist's hin, alles hin. Er stützte seinen Kopf in die rechte Hand und begann zu überlegen, eine natürliche Energie besiegte sehr schnell die Verzweiflung des jungen Menschen. Ein Wagen rollte an ihm vorüber. An dem kräftigen „Hott,“ das den Rossen zugerufen wurde, erkannte Melchior den Vater seiner Geliebten. Auf's Neue begann er zu weinen. Er liebte die schmucke Dirne von ganzem Herzen. Noch kam kein böser Gedanke in die Seele des Jünglings, seufzend stand er auf und sagte zu sich selbst: „Mit der Gaste, meiner guten Gaste, ist's vorbei, ich muss nach Hause gehen und als Knecht bei meinem Bruder arbeiten. Geld hin, Gut hin, Mädchen hin und aus dem Herrn ein Knecht – ach, wenn das der Vater selig wüsste!“

Melchior kam nach seinem heimatlichen Dorfe und legte sich zu Bett.

Während der junge Bauer an der Straße überlegte und sich endlich zum Knechtwerden entschloss, war indessen

sein Freund, Herr Kolb, wie ihn der alte Zacharias genannt hatte, in ganz anderer Weise beschäftigt. Um aber unseren Lesern nicht allzu geheimnisvoll zu werden, müssen wir einiges über die Persönlichkeit von Johann Ferdinand Kolb nachholen.

Dieser junge Mann war der jüngste Sohn eines altenburgischen Schneiders, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, um in aller Gemächlichkeit von seinen Zinsen zu leben und den jüngsten Sohn zu verziehen; während ein älterer Sohn des ehrsamem Meisters, vielleicht zehn Jahr älter als Johann Ferdinand, in Altenburg als Privatgelehrter lebte und sich als Schriftsteller nicht unehrentvoll aufzeichnete. Der verzogene Johann Ferdinand hatte es auf dem Gymnasium nach fünfjährigem Bankdrücken bis zum Mittelsekundaner gebracht und hätte mit fortgesetzten Anstrengungen vielleicht auch Obersekunda erreicht, wenn nicht ein ungewöhnlicher Exzess die Synode gezwungen hätte, den hoffnungsvollen *Alumnus in perpetuum* zu relegieren. Seit jener Zeit hatte Johann Ferdinand bei sechs verschiedenen Meistern sechs verschiedene Handwerke zu lernen angefangen, hatte aber zu nicht eine Ausdauer besessen. Seit dem kürzlich erfolgten Tode seines Vaters aber war er, als Besitzer von einigen tausend Talern, Herr Kolb geworden und lebte als Gentleman

in Altenburg und seiner Umgegend. „Kolb ist eine erzliederliche Fliege,“ sagten alle, die ihn kannten und hatten nicht Unrecht. Aber Kolb war noch mehr als das, er war ein vollkommener Bösewicht, der umso gefährlicher schadete, als seine Schlechtigkeit hinter der Maske offenen, gutmütigen Leichtsinns versteckt war. Wir müssen, um Kolb besser zu charakterisieren, auf eine einzige Handlung aus seinem Leben zurückkommen, die innig mit unserer Geschichte zusammenhängt.

An seines Vaters Begräbnistage entfernte sich Kolb von Altenburg, weil es ihm langweilig war, betrübte Gesichter zu schneiden, und spazierte gemächlich dem nächsten Dorfe zu, um sich dort bei einem Krüge Bier in lustiger Gesellschaft von dreitägiger, geheuchelter Trauer zu erholen. Unterwegs holte er ein artiges Bauermädchen ein, welches ebenfalls nach dem Dorfe ging. Kolb wusste sehr gewandt ein Gespräch einzuleiten, und die muntere Dirne scherzte gern mit dem Burschen aus der Stadt, der ein feines, schwarzes Kleid trug und wie eine Art Herr aussah. Es ging so ganz gut bis in die Nähe des Dorfes, als aber Kolb sich zum Abschied einige Vertraulichkeiten erlauben wollte, gewisse Anträge machte und Geld bot, erhielt er von der derben Dirne eine gewaltige Ohrfeige. Wütend stand der junge

Mann und starrte dem Mädchen nach, das lachend davon-eilte. Er schwor ihm eine furchtbare Rache. In der Schenke machte er die Bekanntschaft Melchiors, der ebenfalls seinen Vater verloren hatte und ein fröhliches Leben führte, da er vermögend war.

Kolb wurde mit der Zeit Melchiors bester Freund und durch ihn, nach und nach bei wiederholten Besuchen, fast mit allen reichen Bauern der Umgegend bekannt. Endlich führte Melchior seinen Freund auch zu seinem Schatz, der hübschen Guste, und augenblicklich erkannte Kolb in der Braut seines Freundes das Bauermädchen wieder, das vor einigen Monaten seine unverschämten Anträge ganz mit Fug und Recht durch eine Ohrfeige belohnt hatte. Teuflische Freude blitzte in ihm auf, „ich kann mich rächen!“ jubelte er. Die Gelegenheit dazu sollte auch nicht lange fehlen. Eine Kirmes wurde in der Nähe gefeiert, Kolb und Melchior besuchten sie, auch die schöne Guste war mit anderen Mädchen dort. Kolb traktierte, Melchior trank tüchtig, und auch das junge Mädchen trank hinlänglich, um ihr warmes Blut zu erhitzen, mehr als passend war. Kolb berechnete alles, jedes Hindernis schwand, er gab den beiden Liebenden Gelegenheit und im Drängen des Augenblicks erlag die Jungfrau ihrem Bräutigam. Kolb freute sich; das war die erste Staffel

zu der Rache, die er an dem armen Mädchen nehmen wollte für jene Ohrfeige; er lauerte nun und forschte, bis er sich die Überzeugung verschafft hatte, dass in der Körperfülle der schönen Guste bald die Folgen jenes Momentes, den er herbeigeführt, sichtbar werden würden. Als er die Gewissheit davon hatte, beschloss er, es Melchior unmöglich zu machen, seine Braut zu heiraten, das arme Mädchen sollte ein unehelich' Kind gebären, untergehen in Schande, so wollte es Kolbs Rache.

Heute war ihm ein Großes gelungen, er hatte Melchior mit Champagner gerade so stark berauscht, dass er, von ihm auf die Spielstube geführt, sorglos sein Hab und Gut verspielte. Wir sahen, dass der arme Bauer wirklich alle seine schönen Doppellouisdor verspielt hatte, bis auf diejenigen, die Herr Kolb dem Berauschten gestohlen. Diebereien pflegte Kolb schon seit längerer Zeit zu begehen, obgleich er, trotz seiner Ausschweifungen, noch nicht verdächtig war, da man wusste, dass ihm sein Vater einige tausend Taler hinterlassen. Niemand glaubte, dass Kolb fein Erbteil längst durchgebracht und schon seit einiger Zeit nur als Industrierritter lebte.

Sobald Melchior den Spieltisch verlassen hatte, stand auch Kolb auf und eilte mit raschen Schritten die Burggasse

hinab, schlug sich dann rechts und gelangte durch ein Gewirre von Gässchen, in denen tiefe Stille und schwarze Finsternis regierten, zu einem Hause, durch dessen Fensterladen noch Lichtschimmer drang. Er drückte auf die Türklinke, öffnete geräuschlos und trat in einen dunklen Vorsaal. Ein lautes Gespräch in der Parterrewohnung machte ihn einen Augenblick lauschen.

„Schweige, Frau!“ rief eine barsche Stimme.

„Nein, ich will und darf nicht schweigen,“ entgegnete das Weib, „du ruinierst Dich durch das verdammte Spiel; was essen wir nun diese Woche?“

„Ich gewinne morgen, morgen.“

„So sagtest du schon gestern; die Betten in Versatz, Alles weg; das verfluchte Spiel; ich begreife nicht, wie man das erlauben kann. Alle Weiber in der Nachbarschaft jammern!“

Kolb schlich die Treppe hinauf. Leise pochte er dreimal an eine Türe. Sie öffnete sich und eine weibliche Stimme fragte:

„Bist du es, lieber Ferdinand?“

Als Kolb bejahend geantwortet hatte, zogen ihn zwei weiße Arme in die Tür und ein schönes, stattliches Frauenzimmer fragte hastig:

„Bringst du Geld? Mein Mann hat sich fast totgesucht

nach den vier Talern, die ich Dir gestern gab; sei still, er schläft noch nicht ganz fest, glaub' ich.“

Kolb küsste das Frauenzimmer zärtlich, er setzte sich auf einen großen Armstuhl und nahm sie auf seine Knie, dann gab er ihr aus seiner Tasche vier Taler und einen der gestohlenen Doppellouisdor.

„Du hast gewonnen?“ sagte sie, ihn zärtlicher noch als zuvor umfangend.

„Ja, du schöne Karoline!“ entgegnete Kolb mit einigem Aufwand von Galanterie.

Das Paar versank bald in ein leises Liebesgeflüster, von Zärtlichkeiten aller Art begleitet; die Wanduhr allein unterbrach mit einförmigem Ticken die tiefe Stille. Immer düsterer brannte die Flamme der Öllampe, welche auf einem Tische neben dem Paare stand, und immer brünstiger und heißer wurden Karolinens und Kolbs Umarmungen und Küsse.

Plötzlich flappte es in der benachbarten Kammer, mit rascher Hand löschte Karoline die Lampe ganz und setzte sich, als Schlafende, in den Stuhl, hinter dessen hoher Lehne sich Kolb verbarg. Die Türe öffnete sich und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen, die dürren Glieder von einem zerrissenen Schlafrock und einem kurzen Hemde nur schlecht versteckt,

schlürfte der Sekretär Altmann, Karolinens Gatte, ins Zimmer. Seufzend promenierte er in dem Gemach, in dem er sich allein glaubte, auf und ab, von Zeit zu Zeit Worte murmelnd.

„Es sind nur hundert Taler, die ich genommen habe, nur hundert Taler, aber — „er brach wieder ab.

„Ich bin um Amt und Brot, um Ehre und Reputation, mit den hundert Talern habe ich alles verloren – das verfluchte Spiel! – In drei Tagen ist Revision, hundert Taler, o, wer gibt mir hundert Taler! – Sechzig Jahre habe ich ein ehrenhaft' Leben geführt, ein einziger Moment – ich bin entehrt – Kassendiebstahl!“–

Es gehörte ein hartes Herz dazu, den alten Sekretär so klagen zu hören und nicht bewegt zu werden. Zwei Menschen hörten ihn, aber seine Klagen rührten ihre Herzen nicht. Karoline hasste den alten, strengen Mann, den sie indes freiwillig geheiratet hatte, um nur unter die Haube zu kommen; Kolb freute sich – jetzt, dachte er, hab' ich den Alten in meiner Gewalt, sein Herz jubelte im Stillen. Karolinens Fülle und Feuer hatten seine Sinnlichkeit in solchem Grade erregt, dass es in der letzten Zeit fast sein einziger Wunsch gewesen war, dieses Weib in aller Bequemlichkeit zu genießen. Während Kolb noch überlegte, wie er sich die

erlauschten Umstände des Sekretärs am besten zu Nutze machen könne, trat der alte Mann plötzlich an den Großvaterstuhl und wollte sich hineinsetzen. Er entdeckte seine Frau, die sich stellte, als erwache sie durch seine Berührung eben erst aus tiefem Schläfe. Zitternd legte der Sekretär seine Hand auf seiner Frau Schulter und fragte:

„Karoline, was machst du hier in tiefer Nacht? Du wirst dich erkälten!“ Das listige Weib spielte meisterlich die Schlaftrunkene und reichte, während sie sich anschickte, dem Rat ihres Mannes folgend, zu Bette zu gehen, ihre Hand dem hinter der Stuhllehne versteckten Liebhaber. Zehn Minuten später verließ dieser das Haus und eilte sich in seiner eigenen Wohnung zu Bett zu legen.



ACÉPHALE

ET IN ARCADIA EGO